

VIKTÓRIA DABÓCZI

Szeged, Ungarn

Die Entstehung der Diskursmarker – ein Fall der Grammatikalisierung, Lexikalisierung oder Pragmatisierung?¹

1. Einführung

Unter Grammatikalisierung wird in der Sprachwissenschaft Verschiedenes verstanden. Man unterscheidet die soziogenetische und ontogenetische Grammatikalisierung, wobei mit der soziogenetischen Grammatikalisierung der diachrone Prozess des Wandels ursprünglich freier lexikalischer Elemente in die Grammatik gemeint wird (vgl. Feilke/Kappest/Knobloch 2001:3). Dabei bleibt das lexikalische Ausgangselement eines diachronen Grammatikalisierungsprozesses nicht selten neben seinen stärker grammatikalisierten Abkömmlingen erhalten², z.B. *der, die, das* als Demonstrativa und bestimmte Artikel (vgl. Knobloch 2000:2). Die ontogenetische Grammatikalisierung bedeutet dagegen „die Dimension des kindlichen Spracherwerbs von den ‚monomorphematischen‘ Äußerungen des Kleinkindes zur allmählichen Etablierung topologischer und morphosyntaktischer Schemata“ (Feilke/Kappest/Knobloch 2001:5). Die zwei Arten von Grammatikalisierung existieren jedoch nicht unabhängig voneinander, zwischen ihnen kann man Parallelen feststellen³ (vgl. Feilke/Kappest/Knobloch 2001:5).

In der Gesprochene-Sprache-Forschung steht die soziogenetische Grammatikalisierung im Mittelpunkt der Untersuchungen. Dabei wird versucht Gram-

¹ Vorliegender Beitrag wurde von verschiedenen Ansätzen (bspw. Auer/Günthner 2005, Gohl/Günthner 1999, Imo 2007 sowie Hennig 2006) inspiriert. Der Titel wurde zum Teil vom Titel des Aufsatzes von Auer/Günthner (2005) übernommen.

² Vgl. dazu auch Lehmann 2004.

³ Zu den Parallelen der historischen und ontogenetischen Grammatikalisierung in Bezug auf die Entwicklung der Schrift vgl. Günther 1995.

matikalisierung als Erklärung zur Entstehung spezifisch gesprochensprachlicher Elemente zu benutzen. So wird vor allem die Entstehung von Diskursmarkern aus verschiedenen Elementen auf der Basis der Grammatikalisierungstheorie erläutert (vgl. bspw. Gohl/Günthner 1999, Günthner 1999, Auer 1998, Auer/Günthner 2005 und Imo 2007). Dabei wird unter Diskursmarker eine heterogene Gruppe von Sprachzeichen verstanden, die sich durch ihre syntaktische Position (vor allem im Vor-Vorfeld) „sowie über ihre Bedeutung für die Text- und Gesprächsorganisation definieren lassen“ (Auer/Günthner 2005:335). Ihre Funktion ist hauptsächlich bzw. ausschließlich pragmatisch, nach Auer/Günthner erfüllen sie „eine Reihe von recht unterschiedlichen diskursbezogenen Funktionen, die mit der Gliederung von Texten, der Verknüpfung von Äußerungen, epistemischen Einstellungen, mit der Beziehung zwischen Sprecher und Hörer sowie mit dem **turn-taking** zu tun haben können“ (2005:336).

Die Diskursmarker sind aus unterschiedlichen Quellen (z.B. Adverbien, Subjunktionen etc.) entstanden, wobei das Ausgangszeichen homonym zum jeweiligen Diskursmarker existiert (z.B. *weil* als Subjunktion der Begründung und *weil* als Diskursmarker). Der Unterschied zwischen den zwei Sprachzeichen besteht sowohl in ihrer Funktion als auch in ihrer Stellung in der jeweiligen Äußerung. Dies zeigen die folgenden Beispiele:

(1) *weil* als Subjunktion:

Die Änderung im Gebiet Hof müsse vorgenommen werden, weil hier vermehrt Einfamilienhäuser entstanden seien, obwohl das Gebiet zur gemischten Zone dreigeschossige Wohn- und Gewerbebauten gehöre (Cosmas II).

(2) *weil* als Diskursmarker:

01 *Andi: ((...))*

02 *bisher isch ja (.) des isch alles immer schön im sand verlaufen; =*

03 *= und den profs wars eigentlich im gund gnommen au scheiß-egal;*

04 *= weil phh (-) ja;*

05 *also (.) des geht denen halt au am arsch vorbei (Auer/Günthner 2005:240).*

Die allgemeine These lautet, dass die Diskursmarker das Ergebnis einer späteren Entwicklung sind. Diese Entwicklung wird hauptsächlich mit der Grammatikalisierung identifiziert.⁴ Wenn man die oben skizzierte Definition der soziogenetischen Grammatikalisierung und die primär pragmatische Funktion der

⁴ Diewald betrachtet die Entwicklung von Diskurspartikeln in allen relevanten strukturellen und semantischen Stufen als ein Paradebeispiel der Grammatikalisierung (vgl. 2008b:218).

Diskursmarker bedenkt, kann man die Grammatikalisierungstheorie als Erklärungshintergrund jedoch mit etwas Skepsis betrachten.⁵

Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel zu untersuchen, ob, und wenn ja dann unter welchen Bedingungen, die Entstehung der Diskursmarker im Rahmen der Grammatikalisierungstheorie erfasst werden kann. Die zweite Hälfte des Beitrags beschäftigt sich mit weiteren Erklärungsmöglichkeiten zur Entwicklung der Diskursmarker. Dabei ist jedoch anzumerken, dass der Beitrag in erster Linie als Diagnostizierung der Probleme zu verstehen ist.

2. Diskursmarker im Rahmen des Lehmannschen Ansatzes

Innerhalb der soziogenetischen Grammatikalisierung kann der Begriff „Grammatikalisierung“ je nach dem jeweiligen Verständnis von Grammatik unterschiedlich interpretiert werden (vgl. Auer/Günthner 2005:353 sowie Hennig 2006:132). Die erwähnten Ansätze zur Entwicklung von Diskursmarkern berufen sich auf die Grammatikalisierungstheorie von Christian Lehmann aus dem Jahre 1982 (vgl. 1995). Im Folgenden wird zunächst geprüft, ob die Entstehung von Diskursmarkern im Lehmannschen Sinne der Grammatikalisierung interpretierbar ist.

Lehmans Grammatikverständnis ist morphologisch orientiert, d.h. der Grammatikalisierungsprozess läuft über mehrere Stufen im Allgemeinen in Richtung Morphologie ab. Der Prozess ist jedoch sehr komplex und von Sprache zu Sprache bzw. Phänomen zu Phänomen anders. Der Endpunkt kann dabei entweder ein morphologisches Zeichen oder im Extremfall der Schwund des jeweiligen Zeichens sein, wobei die Stufe Null nicht unbedingt das Ende des Grammatikalisierungsprozesses bedeutet. Nach Lehmann signalisiert der Schwund nur bei vollständigen Paradigmen den Abschluss der Grammatikalisierung. In vielen Fällen bedeutet Grammatikalisierung vielmehr einen Zyklus, wobei der neue Grammatikalisierungsprozess schon dort beginnt, wo ein Element in der Morphologisierung gewisse Funktionsschwäche zeigt. So wird bspw. im Falle von Konjunktiv Präteritum der schwachen Verben die Funktion des Konjunktivs vielfach von *würde* + Infinitiv übernommen. Die synthetische Form ist jedoch erhalten geblieben, auch wenn sie aufgrund der oft schwierigen Trennbarkeit vom Indikativ Präteritum nicht immer zu verwenden ist. Neue Elemente können also ohne den kompletten Schwund der alten Form in Grammatikalisierungsprozesse einbezogen werden. In

⁵ Smirnova/Mortelmans weisen in der Forschungsgeschichte ebenfalls auf die Spannung zwischen dem diachronen Entwicklungsprozess (Grammatikalisierung) und den pragmatischen Eigenschaften hin, die die Einordnung und theoretische Beschreibung der Entstehung von Diskursmarkern erschwert (vgl. 2010:206). Dabei muss bemerkt und vorausgeschickt werden, dass diese Spannung entkräftet werden kann, wenn man nicht nur mit der Grammatikalisierung als diachronem Entwicklungsprozess rechnet.

diesem Sinne ist Grammatikalisierung bei Lehmann vielfach ein zyklischer Prozess (vgl. 1995:172ff.).⁶ Für einzelne Elemente, die an einem Grammatikalisierungsprozess teilnehmen, ist Grammatikalisierung in den meisten Fällen auch unidirektional. Dies bedeutet so viel, dass ein bereits grammatikalisiertes Element selten den rückläufigen Prozess d.h. die Degrammatikalisierung begeht (vgl. Lehmann 2004:166).⁷

Im Mittelpunkt des Konzeptes steht der Abbau der Autonomie von Zeichen. Für die Beschreibung von Grammatikalisierungsprozessen hat Lehmann 6 Parameter auf der syntagmatischen und paradigmatischen Achse des Sprachsystems erarbeitet, die miteinander nicht in allen Fällen korrelieren (1995:123ff.).⁸

Tabelle 1. Grammatikalisierungsparameter bei Lehmann (1995:23)

	paradigmatisch	syntagmatisch
Gewicht	Integrität	Skopus
Kohäsion	Paradigmazität	Fügungse
Variabilität	paradigmatische Variabilität	syntagmatische Variabilität

Die Charakteristika von Grammatikalisierungsprozessen im Sinne von Lehmann (1995 und 2004) können schematisch wie folgt zusammengefasst werden:

- Abnahme der (semantischen und syntaktischen) Autonomie,
- Abnahme der Integrität und Skopus des Zeichens,
- Zunahme der paradigmatischen und syntagmatischen Kohäsion des Zeichens,
- Rückgang der paradigmatischen und syntagmatischen Variabilität.⁹

Die Reduktion, die sowohl Form als auch Bedeutung des Zeichens betrifft, ist in diesem Sinne ein wesentlicher Aspekt der Grammatikalisierung (Lehmann 1989:13–14).

In ihrer Untersuchung zur Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen beschreiben Auer/Günthner die folgenden Phänomene: Adverb > Diskursmarker (z.B. *jedenfalls*), Konjunktion > Diskursmarker (z.B. *und* mit steigender Intonation), Subjunktion > Diskursmarker (z.B. *weil, obwohl*), Relativum > Diskursmarker (z.B. *wobei*), Matrixsätze mit Verba Sentiendi/Dicendi > Diskursmarker (z.B. *ich meine, ich glaub*¹⁰), Imperativ > Diskursmarker (z.B. *hör mal!, schau!*),

⁶ An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass bei der Beschreibung von Grammatikalisierungsprozessen bzw. von Grammatikalisierung im Lehmannschen Sinne die Stufe Null als Endpunkt der Grammatikalisierung vielfach und offensichtlich nicht richtig betont wird (vgl. bspw. Diewald 1997 oder 2008a:157).

⁷ Als Beispiel für Degrammatikalisierung im Deutschen gilt *zig*. Eine ausführlichere Analyse vgl. Lehmann 2004.

⁸ Vgl. eine Beschreibung der Grammatikalisierungsparameter u.a. bei Diewald (2008a:155f.) sowie bei Smirnova/Mortelmans (2010:182ff.).

⁹ Vgl. auch bei Feilke/Kappest/Knobloch 2001:3.

¹⁰ Für einen starken Grammatikalisierungsgrad von diskontinuierlichen Elementen plädiert Di Meola, indem er feststellt, dass „auch bei Getrennschreibung ein erhöhter Grammatikalisierungs-

äußerungsfinale Diskursmarker aus verschiedenen Elementen (z.B. *weißst [du]?, 'ne?, gell?*) (vgl. 2005:337ff.). Bei der Untersuchung der einzelnen Fälle konnten die Autoren Gemeinsamkeiten feststellen:

- a) Dekategorisierung, d.h. Umkategorisierung einer grammatischen Randkategorie (Diskursmarker) aus zentralen Kategorien (z.B. Phrase),
- b) Verlust interner und externer Syntax im Laufe des Prozesses,
- c) die Elemente bilden eine eigene Intonationsphrase,
- d) der Skopus der Elemente nimmt i.d.R. zu,
- e) die ursprüngliche Semantik der Wörter/Konstruktionen verblasst,
- f) die pragmatische Funktionalität wird stärker,
- g) starke Stellungseinschränkungen,
- h) die neuen Elemente sind grammatisch weglassbar (2005:349).

Vergleicht man diese Eigenschaften mit den Lehmannschen Kriterien, so kommt man zum Ergebnis, dass nur Reduktion (grammatisch und semantisch) und das Merkmal Integrität eindeutig auf einen Grammatikalisierungsprozess deuten. Fakultativität der neuen Elemente (Punkt i) und die Zunahme des Skopus (Punkt d) entsprechen dagegen sogar der Grammatikalisierung. In diesem Sinne schlussfolgern Auer/Günthner, dass die anhand der Kriterien von Lehmann untersuchten Phänomene der Grammatikalisierung nicht unterliegen. Sie räumen kritisch ein, dass der Kriterienkatalog von Lehmann viele Elemente (z.B. Konnektoren, Modalpartikel) nicht erfassen kann und nach Lehmanns Beschreibung lediglich eine neue Morphologie entsteht (vgl. 2005:350ff.). Ähnliche Schlussfolgerungen bieten auch Gohl/Günthner (1999) in Bezug auf die Analyse von *weil*.

Im Zusammenhang mit den Ergebnissen und Feststellungen von Auer/Günthner (2005) bzw. Gohl/Günthner (1999) möchte ich an dieser Stelle die folgende Frage stellen: Sind die oben aufgezählten Phänomene im Sinne des Lehmannschen Ansatzes tatsächlich Fälle der Grammatikalisierung? Mit anderen Worten: Wollte Lehmann die erwähnten Elemente je als Grammatikalisierung deuten, oder gibt es in seinem Ansatz andere Möglichkeiten, womit sich die Entstehung von Diskursmarkern erklären lässt?

In einem früheren Aufsatz beschreibt Lehmann (1989) die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Grammatikalisierung und Lexikalisierung. Er stellt zunächst fest, dass Grammatikalisierung und Lexikalisierung konvers zueinander sind, weil Grammatikalisierungsprozesse den Übergang sprachlicher Einheiten in die Grammatik, während Lexikalisierungsprozesse den Übergang sprachlicher Einheiten ins Lexikon illustrieren sollen (vgl. 1989:11–12). Es gibt jedoch eine Eigenschaft, die Grammatikalisierung und Lexikalisierung gemeinsam haben: Die Reduktion in Form und Bedeutung betrifft das sprachliche Zeichen also so-

grad vorliegen [kann], der sich beispielsweise darin äußert, dass kein weiteres Element zwischen den beiden betreffenden Sprachzeichen eingefügt werden kann“ (2000:10).

wohl im Grammatikalisierungs- als auch im Lexikalisierungsprozess. Bezüglich dieses Faktors sind Grammatikalisierung und Lexikalisierung nicht konvers sondern parallel (vgl. 1989:13–14 sowie 2004:165). Zwischen Grammatikalisierung und Lexikalisierung stellt Lehmann zwei Hauptunterschiede fest: (a) „Regularisierung vs. Irregularisierung“ und (b) „Kompositionalität vs. Ganzheitlichkeit im Sprachsystem“. Zu Regularisierung und Irregularisierung formuliert er Folgendes: „Der Hauptunterschied zwischen Grammatikalisierung und Lexikalisierung besteht mithin darin, dass die erstere sprachliche Einheiten und Prozesse den Regeln der Grammatik unterwirft, die letztere sie ihnen jedoch entzieht und sie im Inventar speichert. Wenn also sowohl reduktive als auch nicht-reduktive Prozesse Grammatikalisierung und Lexikalisierung heißen sollen, dann stellt es sich heraus, dass beider Wesen nicht in ihrem Startpunkt, sondern in ihrem Zielpunkt liegt“ (1989:14f.).

In Bezug auf Kompositionalität und Ganzheitlichkeit stellt Lehmann fest, dass „in der Sprachtätigkeit alles, was ganzheitlich verarbeitet werden kann, auch ganzheitlich verarbeitet [wird], und dass erst, wo dies nicht möglich ist, das Kompositionalitätsprinzip bemüht wird [...]“ (1989:15). Für Grammatikalisierung und Lexikalisierung bedeutet dies wie folgt: „Grammatikalisierung stärkt das Kompositionalitätsprinzip, denn Morpheme, deren Beziehung zum Kontext nur auf ganzheitlicher Basis erschlossen werden konnte, gehen stereotypische Relationen ein bzw. bringen diese zum Ausdruck, während ihre eigene Bedeutung unwichtig wird. Lexikalisierung stärkt das Ganzheitsprinzip, denn Kombinationen, die zuvor aus ihren Bestandteilen zusammengesetzt werden konnten, werden nur mehr als ganze verarbeitet“ (1989:16).¹¹

Zusammenfassend sind für Grammatikalisierung die Eigenschaften transparent, regulär und kompositionell, während für Lexikalisierung die Merkmale unanalysierbar, irregulär und Ganzheit charakteristisch. Dazu kommt auf beiden Seiten die Reduktion, die beide Prozesse verstärkt. Nach Lehmann überführt „erst die Reduktion Entitäten beliebiger Art wirklich in die Sprachnorm, sei es in die Grammatik oder ins Lexikon“ (1989:16).¹²

Wie verhalten sich nun die Eigenschaften von Grammatikalisierung und Lexikalisierung zu Diskursmarkern? Zum Vergleich wird ein Beispiel zu *ich meine* von Auer/Günthner (2005:343) etwas verkürzt übernommen:

¹¹ Den Zusammenhang zwischen Kompositionalität und Grammatikalisierung einerseits und zwischen ganzheitlichem Speichern bzw. Gestaltprinzip und Lexikalisierung andererseits beschreibt auch Feilke (1996:186f.). In seinem Ansatz stellt er Sprache als Gestalt im Mittelpunkt und somit ist für ihn die Lexikalisierung zentral. Er betrachtet Grammatikalisierung und Lexikalisierung nicht komplementär, sondern definiert Lexikalisierung, im Gegensatz zu Lehmann, als Fundament auch für die Grammatikalisierung (1996:188).

¹² In diesem Zusammenhang betont Lehmann, dass Lexikalisierung und Degrammatikalisierung zwei völlig verschiedene Prozesse sind. Während Lexikalisierung ein Abbau der Autonomie ist, bekommen Elemente im Prozess der Degrammatikalisierung gerade mehr Freiheit (vgl. 2004:166f.).

(3) *Anruferin – Psychologe*

(...)

12 P: *eh was was was wÄr da;*13 A: *oh gAr nix.*14 *wÄr gAr nix;*15 *woll mer sAgn **ich mein** es gi- **ich mein** ich bin-*16 *.hhh ich bin ja praktisch schon (.) ne Ältere dame wolln mer sagen-*

(...).

Wie Auer/Günthner feststellen, hat *ich meine* in diesem Beispiel eine diskursorganisierende Funktion, die Sprecherin drückt damit Selbstkorrektur und Präzisierung aus. Die Bedeutung des Verbs *meinen* ist verblasst, *ich* und *meine* sind in dieser Funktion kompositionell nicht zu deuten. Darüber hinaus kann nur die 1. Person Singular die Diskursmarkerfunktion ausüben (vgl. 2005:344).

Mit Lehmann zu sprechen liegt im Falle von *ich meine* also Reduktion in Form und Bedeutung vor. In der Funktion des Diskursmarkers ist *ich meine* unanalysierbar, irregulär und als Ganzes gespeichert. Darüber hinaus ist *ich meine* als Diskursmarker eine neue lexikalische Kategorie, die während der Transformation die Eigenschaften des Verbs und der Persondeixis¹³ verloren hat.¹⁴ In diesem Sinne ist die Entstehung von Diskursmarkern mit dem Lehmannschen Ansatz tatsächlich nicht als Grammatikalisierung sondern als Lexikalisierung zu deuten. Die Kritik gegen die Grammatikalisierungstheorie von Lehmann im Zusammenhang mit der Erfassung von Diskursmarkern ist somit m.E. nicht berechtigt. Im Rahmen des Lehmannschen Ansatzes gehören Diskursmarker zum Lexikalisierungsprozess. Aus diesem Grund erscheint m.E. im Hintergrund des Lehmannschen Ansatzes nur die Fragestellung, ob Diskursmarker im Rahmen der Lexikalisierungstheorie von Lehmann beschreibbar sind, angemessen. Dagegen sprechen jedoch die Merkmale „Zunahme des Skopus“ und „Verstärkung der pragmatischen Funktionalität“, die in der Lexikalisierungstheorie von Lehmann nicht erwähnt werden.

Darüber hinaus kann man die Frage stellen, ob es andere Grammatikverständnisse gibt, auf derer Basis die Entwicklung der Diskursmarker als Grammatikalisierung zu interpretieren ist. Ferner erscheint jedoch auch fraglich, ob die Grammatikalisierungstheorie spezifische Elemente der gesprochenen Sprache sinnvoll erfassen kann, oder andere Beschreibungsrahmen adäquater wären. Mit anderen Worten: Ist es sinnvoll eine Theorie beliebig zu erweitern, wenn sie bestimmte Elemente nicht erfassen kann? Im Folgenden wird diese Fragestellung thematisiert.

¹³ Persondeixis steht in der IdS-Grammatik für Personalpronomen der klassischen Grammatiktradition (vgl. Zifonun et al. 1997).

¹⁴ In Lehmann (2004) befindet sich eine kurze Beschreibung des Lexikalisierungsprozesses von *aufgrund*.

3. Entstehung der Diskursmarker – Grammatikalisierung, Lexikalisierung oder Pragmatisierung?

Wie oben angedeutet hängen der Grammatikalisierungsbegriff und das, was damit zu erfassen ist, erheblich vom jeweiligen Verständnis von Grammatik ab. Auer/Günthner (2005:349) und Gohl/Günthner (1999) in Bezug auf *weil* sowie Imo (2007) bezüglich *ich meine* betonen, dass die pragmatische Funktionalität im Laufe der Entstehung der Diskursmarkerfunktion stärker wird. Dieser Aspekt wird bei Lehmann (1989 und 1995) weder hinsichtlich der Grammatikalisierung noch der Lexikalisierung erwähnt (vgl. Kap. 2.).

Für die Erfassung der Entstehung von Diskursmarkern gibt es in diesem Sinne m.E. zwei Wege: Die erste Möglichkeit ist, dass man den Entwicklungsprozess weiterhin als Grammatikalisierung (jedoch nicht im Lehmannschen Sinne) erklärt, dies ist jedoch nur im Rahmen eines breiteren Grammatikverständnisses zu denken. Man muss jedoch vor Augen halten, dass die Grammatikalisierung (sowie die Lexikalisierung) nicht speziell für die Beschreibung der gesprochenen Sprache entwickelt wurden. In diesem Zusammenhang stellt Hennig mit Recht die indirekte Frage, ob einschlägige Phänomene innerhalb der Grammatikalisierungstheorie bzw. nur mithilfe der Grammatikalisierung adäquat erfasst werden können (vgl. 2006:133).

Die zweite Möglichkeit besteht darin, dass man das genannte Phänomen aus einer anderen eventuell der gesprochenen Sprache näherstehenden Perspektive beschreibt, was jedoch nicht ausschließt, dass Anknüpfungspunkte zu Grammatikalisierung oder Lexikalisierung im Lehmannschen Sinne festgestellt werden können.

Von den beiden skizzierten Möglichkeiten folgen Auer/Günthner (2005:352–354) dem ersten Weg, indem sie nach einem erweiterten Grammatikbegriff suchen, der die Beschreibung der Entwicklung von Diskursmarkern weiterhin als Grammatikalisierung erlaubt. Dabei beschreiben sie den Ansatz von Elizabeth Traugott (1995) und Peter Hartmann (1959).

Ein speziell für die Diskursmarker geeignetes Grammatikverständnis bietet Traugott (1995). Sie betrachtet Diskursmarker zwar primär pragmatisch, fasst jedoch Grammatik als allgemeines Strukturierungsprinzip für verbale Kommunikation auf, in der auch die Diskursmarker einen Platz haben. Somit ist Pragmatik für Traugott ein Teil der Grammatik (vgl. 1995:5). Nach der Untersuchung der Entstehung von unterschiedlichen Diskursmarkern für das Englische (*indeed, in fact, besides*) summiert Traugott die folgenden Grammatikalisierungsmerkmale (vgl. 1995:14):

I. Dekategorisierung der Elemente (z.B. Nomen → Adverbial → Diskursmarker),

II. Fixierung der Form (z.B. Bündelung in einer Phrase → Entstehung von fixen PPn),

- III. phonologische Reduktion,
- IV. Generalisierung der Bedeutung (Abstraktheit),
- V. Übergang zur pragmatischen Funktion (dabei verblasst die ursprüngliche Semantik),
- VI. Subjektivität (Sprecherattitüde im Diskurs).

Aus dieser Betrachtung der Grammatikalisierung ergibt sich eine Definition wie folgt: „[...] the process whereby lexical material in highly constrained pragmatic and morphosyntactic contexts becomes grammatical, and already grammatical material become more grammatical“ (1995:15).

Im Vergleich zum klassischen Grammatikbegriff ist die Vorstellung von Traugott extrem. Jedoch stellt sich die Frage, ob zu einer Auffassung der Entstehung von Diskursmarkern als Grammatikalisierung doch nicht ein so extremes Grammatikverständnis vonnöten ist. Auer/Günthner, die in ihrem Ansatz einen sehr erweiterten Grammatikverständnis suchen, kritisieren jedoch den Standpunkt von Traugott, indem sie sagen, „dass die Vielzahl der darin subsumierten Phänomene eine einheitliche Theorie der Grammatikalisierung schwierig, wenn nicht unmöglich erscheinen lässt“ (2005:354). Als weniger extrem betrachten die Autoren dagegen die Vorstellung von Hartmann (1959). Hartmann fasst Sprache und Grammatik als offene Form auf, wobei offene Form die Möglichkeit bedeutet, **„dass alles Entsprechende so benutzt** und eventuell mit den formalen Klammerinstanzen verstehen **werden kann** [Hervorhebung von Hartmann], gleichgültig, wie im momentanen oder landesüblichen Fall eine solche Kennzeichnung ausfällt“ (1959:148). Offenheit nennt Hartmann Leerheit und meint darunter, dass die semantische Leere von grammatischen Formen erst ermöglicht, sie in vielen Fällen zu verwenden. Er formuliert folgenderweise: „eine Form muss etwas Leeres sein, um etwas als Form (Möglichkeit) Offenes sein zu können“ (1959:149). In diesem Sinne haben Formen (als Möglichkeiten) keinen Eigenwert oder eigenen Inhalt (vgl. Hartmann 1959:149). Sprachzeichen können aufgrund dieser Leere in den jeweiligen Kontext vielfältig eingepasst werden.

Im Gegensatz zum Ansatz von Traugott bewerten Auer/Günthner den Vorschlag von Hartmann als weniger extrem und angemessen als Hintergrund zur Auffassung der Entstehung von Diskursmarkern als Grammatikalisierung. Sie formulieren dies wie folgt: „Dieser Grammatikbegriff ist so weit, dass er sowohl Pragmatikalisierung als auch Morphologisierung zu erfassen erlaubt, er ist aber andererseits scharf genug definiert, um nicht völlig an Substanz zu verlieren“ (2005:354). Diese Feststellung wirkt m.E. aus zwei Gründen überraschend: Erstens sehe ich im Hartmannschen Ansatz im Vergleich zu dem Grammatikverständnis von Traugott keine scharfen Grenzen. Das Ziel von Hartmann manifestiert sich m.E. gerade in der Öffnung von scharfen Grenzen in der Sprach- und Grammatikbetrachtung. Darüber hinaus wird bei Auer/Günthner nicht klar, was sie unter Grammatikalisierung, speziell im Sinne von Hartmann, verstehen. Die semantische Entleerung der Zeichen ist sowohl bei Lehmann (1989, 1995 und 2004),

als auch bei Traugott (1995) ein wichtiger Punkt für die Grammatikalisierung. In dieser Hinsicht bietet der Ansatz von Hartmann (1959) keinen Unterschied. Den Übergang zur pragmatischen Funktion im Falle von Diskursmarkern betont Traugott m.E. eindeutiger als Hartmann. Fakt ist jedoch, dass der Ansatz von Traugott auf die Diskursmarker zugespißt ist, während aufgrund von Hartmann Parallelen zwischen Morphologisierung und der Entwicklung von Diskursmarkern festgestellt werden können. Man muss jedoch anmerken, dass die Traugottschen Merkmale der Grammatikalisierung morphologische Parallelen auch nicht ausschließen, das Ziel von Traugott liegt gerade darin, die Merkmale so zu erweitern, dass damit auch Diskursmarker erfassbar sind. Die Frage ist nun, ob Parallelen zur Morphologisierung für die Erklärung der Entstehung von Diskursmarkern notwendig sind.

Zweitens kritisieren Auer/Günthner den Lehmannschen Grammatikalisierungsbegriff gerade wegen seiner morphologischen Orientierung, d.h. dass Grammatikalisierung bei ihm ausschließlich Morphologisierung bedeuten würde (2005:352). So erscheint umso verwunderlicher, dass die Parallelen in der Morphologie in Bezug auf Diskursmarker von den Autoren so wichtig empfunden werden.

Mir erscheint der Versuch, die Entstehung von speziell gesprochen sprachlichen Elementen im Rahmen der Grammatikalisierungstheorie zu erklären, etwas unsauber und sogar unangemessen. Wie anhand der Darstellung des Ansatzes von Auer/Günthner ersichtlich werden durfte, braucht man zur Erklärung von Entwicklung gesprochen sprachlicher Elemente wie die Diskursmarker als Grammatikalisierung stets Rückgriff auf die Morphologie, m.a.W. auf Parallelen zur Grammatikalisierung als Morphologisierung. Auf diese Weise wird angestrebt eine Theorie zur Erfassung von Elementen der konzeptionellen Mündlichkeit von der geschriebenen Sprache zu adaptieren und zu reinterpretieren.¹⁵ Diese Strategie ist im Sinne der Forderungen der Gesprochene-Sprache-Forschung eher zu meiden (vgl. u.a. Hennig 2006). Es ist vielmehr wünschenswert für die Beschreibung der gesprochenen Sprache oder deren speziellen Elemente angemessene Theorien bzw. Theoriebausteine zu entwickeln (vgl. Hennig 2006). Im Sinne der Fiehlerschen Strategien¹⁶ ist es notwendig auch auf der Theorieebene die Strategie

¹⁵ Selbst der Begriff „Grammatikalisierung“ ist m.E. vorbelastet. Im klassischen Sinne bedeutet Grammatikalisierung einen Prozess in Richtung Morphologie. Selbst bei der Anwendung eines sehr erweiterten Grammatikverständnisses erscheint der Begriff Grammatikalisierung von der Assoziation auf Morphologie kaum loszulösen. Lehmann verwendet für Grammatikalisierung auch „Verfestigung“ als Synonym (2005:2). Nach seinem Ansatz könnte jedoch auch Lexikalisierung als Verfestigung im Sinne von Verfestigung im Lexikon benannt werden. Darüber hinaus bleibt im Lehmannschen Konzept die Perspektive der Pragmatik eher ausgeklammert. In diesem Sinne bietet der Begriff Verfestigung auch keine Alternative für die gesprochene Sprache.

¹⁶ In seiner Arbeit über die zwei Probleme der Forschung der gesprochenen Sprache stellt Fiehler drei Strategien dar: Adaptation, Reinterpretation und Neustart, mit deren Hilfe angemessene Kategorien der gesprochenen Sprache etabliert werden können. Die Adaptation bedeutet, dass Kate-

„Neustart“ anzuwenden, wenn Adaptation und Reinterpretation nicht verwendbar sind (vgl. 2000). Es stellt sich dabei die Frage, was in diesem Fall Neustart bedeuten könnte. In vorliegendem Beitrag möchte ich einige Gedanken in die Richtung eines Lösungsvorschlags skizzieren.

Die oben genannten Ansätze zu einzelnen Diskursmarkern (Auer/Günthner 2005, Gohl/Günthner 1999, Imo 2007) sind im Unisono mit der Ansicht, dass die Grundfunktion der Diskursmarker die pragmatische ist und auch ihre Entwicklung in Richtung mehr Pragmatik abläuft. Gemäß dieser Entwicklung liegt auf der Hand, den entsprechenden Entwicklungsprozess als Pragmatisierung zu nennen (vgl. auch Hennig 2006:132). Dieser Begriff entspricht auch mehr den pragmatischen Eigenschaften gesprochener Sprache gegenüber dem Geschriebenen. Dabei ist jedoch zu beachten, dass Pragmatisierungsprozesse mit Grammatikalisierungsprozessen oder sogar Lexikalisierungsprozessen im Lehmannschen Sinne Gemeinsamkeiten aufzeigen können.¹⁷ Anhand der bisher dargestellten Ansätze (vor allem Auer/Günthner 2005, Lehmann 1989 und Traugott 1995) können die folgenden gemeinsamen Punkte für Pragmatisierung und Grammatikalisierung bzw. Lexikalisierung festgestellt werden (dabei werden teilweise die von Auer/Günthner festgestellten Eigenschaften für die Entwicklung von Diskursmarkern rekapituliert).

A. Gemeinsamkeiten von Pragmatisierung mit Grammatikalisierung im klassischen Sinne:

- Reduktion in Form = Verlust interner und externer Syntax im Laufe des Prozesses, starke Stellungseinschränkungen, feste Form;
- Reduktion in Bedeutung = die ursprüngliche Semantik der Wörter/Konstruktionen verblasst (vgl. Lehmann 1989).

B. Gemeinsamkeiten von Pragmatisierung mit Lexikalisierung:

- Irregularität;
- die neuen Einheiten sind mit Hilfe des Kompositionalitätsprinzips nicht zu deuten;
- ganzheitliches Speichern im mentalen Lexikon;
- Reduktion in Form = Verlust interner und externer Syntax im Laufe des Prozesses, starke Stellungseinschränkungen, feste Form;
- Reduktion in Bedeutung = die ursprüngliche Semantik der Wörter/Konstruktionen verblasst;

gorien für die gesprochene Sprache von Kategorien der traditionellen Grammatik übernommen werden. Dies ist möglich, wenn die gegebene Kategorie auch in der gesprochenen Sprache angemessen ist. Im Falle der Reinterpretation wird die Kategorie der traditionellen Grammatik handlungs- und funktionsorientiert für die gesprochene Sprache reinterpretiert. Wenn eine solche Reinterpretation nicht möglich ist, müssen neue Kategorien aus den Grundbedingungen der gesprochenen Sprache hergeleitet und kategorial gefasst werden. Dabei handelt es sich um Neustart (vgl. Fiehler 2000:29).

¹⁷ Zu eventuellen Gemeinsamkeiten von Grammatikalisierung und Pragmatisierung vgl. auch Günthner 1999.

- die neuen Elemente sind grammatisch weglassbar (vgl. Lehmann 1989).
- C. Nur für die Pragmatisierung charakteristisch:
 - die Elemente bilden eine eigene Intonationsphrase;
 - der Skopus der Elemente nimmt i.d.R. zu;
 - die pragmatische Funktionalität wird stärker (vgl. Auer/Günthner 2005:349).

Im Sinne der gemeinsamen und voneinander abweichenden Eigenschaften lässt sich das Verhältnis von Grammatikalisierung, Lexikalisierung und Pragmatisierung wie folgt darstellen:

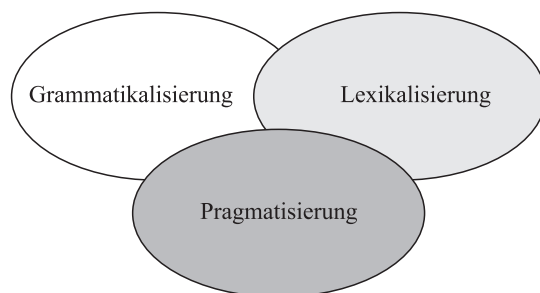


Abb. 1. Das Verhältnis von Grammatikalisierung, Lexikalisierung und Pragmatisierung

Anhand der skizzierten Charakteristika sind für Pragmatisierung die folgenden Merkmale einschlägig:

- Irregularität;
- die neuen Einheiten sind mit Hilfe des Kompositionalitätsprinzips nicht zu deuten;
- ganzheitliches Speichern im mentalen Lexikon;
- Reduktion in Form = Verlust interner und externer Syntax im Laufe des Prozesses, starke Stellungseinschränkungen, feste Form;
- Reduktion in Bedeutung = die ursprüngliche Semantik der Wörter/Konstruktionen verblasst;
- die neuen Elemente sind grammatisch weglassbar;
- die Elemente bilden eine eigene Intonationsphrase;
- der Skopus der Elemente nimmt i.d.R. zu;
- die pragmatische Funktionalität wird stärker.

Im Folgenden sollen diese Merkmale am bereits erwähnten Beispiel (3) von *ich meine* als Diskursmarker und *ich meine* als Persondeixis – Verb Kombination (Beispiel 4) geprüft werden.

(4) *Doch gibt es leider auch dunkle Punkte an so einem Frühlingstag. Die Punkte, die **ich meine**, tragen oftmals gelbe leuchtende Kleber, oder*

die Aufschrift KVA. Ja, **ich meine** die Kehrichtsäcke, die das sonntägliche Bild trüben. Bald an jeder Ecke sind sie anzutreffen, mal ganz vorne oder aber etwas getarnt im Gebüsch oder im Schatten eines Hydranten (Cosmas II).

Wie aus den zwei Beispielen ersichtlich wird, ist *ich meine* als Diskursmarker weder in Bedeutung noch in Funktion identisch mit der Persondeixis *ich* und dem Verb *meinen*. Während im Beispiel (4) *ich* und *meine* getrennt interpretierbar sind und einzeln über grammatische und lexikalische Bedeutungen verfügen, ist *ich meine* im Beispiel (3) kompositionell nicht zu deuten und ihre Funktion beschränkt lediglich auf das Pragmatische, d.h. auf die Signalisierung von Präzisierung, Korrektur und Gliederung der Äußerung. *Ich meine* als Diskursmarker kann die verbale Bedeutung von ‚meinen‘, ‚denken‘ nicht zurückgeben, seine Semantik ist verblasst. Auf der formalen Seite verfügt *ich meine* im Gegensatz zum Verb *meinen* über kein vollständiges Paradigma, seine Form ist verfestigt. Die Topologie des Diskursmarkers ist im Vergleich vom Verb und Persondeixis ebenfalls sehr beschränkt. Die Reihenfolge von *ich* und *meine* ist in der Diskursmarkerfunktion fest. Als einzige Variante kann die Reduktion oder die Tilgung von *ich* vorkommen. Beim letzteren Fall übernimmt *meine* oder *mein* die Diskursmarkerfunktion allein. Beispiel (5) zeigt einen Fall für Reduktion¹⁸:

(5) *Aussprache über einen Unfall (Ausschnitt)*

(...)

S2: dann kann i a net viel dazu sagen. ich mein ich hab den halt spät
gesehen

S1: ja, ja nun des isch ja weiter net schlimm

S2: das isch und und und und

S1: ich mein

S2: ich mein sonst kann man a net viel dazu sagen **i mein** das is

S1: das is auch weiter nicht schlimm. nur noch eine Frage, die ich im
Moment von Flensburg noch nicht zurück habe, haben sie schon
Vorstrafen oder Ordnungswidrigkeiten in Flensburg einge tragen
bekommen

(...) (DGD).¹⁹

Im Gegensatz dazu können Verb und Persondeixis die Stellung variieren, wenn das Vorfeld durch ein anderes Element besetzt wird oder das Verb als infinitiver Teil eines Verbalklammers vorkommt (vgl. Beispiel 6 und 7).

¹⁸ An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass eine Reduktion oder sogar Tilgung von *ich* im Vergleich zur Gesamtmenge der Beispiele selten vorkommt.

¹⁹ Die Abkürzung DGD steht für „Datenbank Gesprochenes Deutsch“. Da im Beispiel (5) lediglich die Darstellung der Form *i mein* wichtig ist, wird auf eine Transkription verzichtet.

- (6) *Aber in Wirklichkeit gibt es kein Zurück. Roms Regierung ist korrupt seit dem Krieg, und damit **meine ich** nicht den Zweiten Weltkrieg, sondern die Punischen Kriege* (Cosmas II).
- (7) ***Ich habe immer gemeint**, die behinderten Sportler würden nicht ernst genommen* (Cosmas II).

Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass der Diskursmarker, da er keine grammatische Funktion erfüllt, rein grammatisch gesehen weglassbar ist. Das Verb *meinen* und die Persondeixis *ich* erfüllen im Satz i.d.R. die Funktion des Prädikats und Subjekts. So sind sie grammatisch nicht wegzulassen.

Schließlich soll noch der Skopus erwähnt werden. Das Verb *meinen* regiert den Akkusativ. Sein Skopus ist in diesem Sinne stets ein Akkusativobjekt, das sich in größter Form in einem akkusativischen Nebensatz manifestieren kann (vgl. Beispiel 7) und ist nicht beliebig erweiterbar. Der Skopus von *ich meine* als Diskursmarker ist eine ganze Äußerungssequenz, die je nach Absicht oder Möglichkeit des Sprechers erweitert werden kann.

4. Fazit

Der vorliegende Beitrag hat versucht der Frage nachzugehen, ob und inwiefern Diskursmarker als spezifisch gesprochen sprachliche Elemente bzw. ihre Entstehung mit Hilfe der Grammatikalisierung erklärt werden können. Dabei wurde festgestellt, dass die Grammatikalisierungstheorie je nach Grammatikverständnis engere oder breitere Rahmen für die Interpretation der Entstehung von Diskursmarkern erlaubt (vgl. das Grammatikverständnis von Traugott 1995). Es sollte jedoch unumstritten sein, dass die Grammatikalisierungstheorie kein spezieller Theoriebaustein für die gesprochene Sprache ist. Ihre Anwendung auf die konzeptionelle Mündlichkeit kann lediglich als Adaptation oder Reinterpretation einer Theorie der geschriebenen Sprache werten.

In Bezug auf die Diskursmarker haben die erwähnten Ansätze (Auer/Günthner 2005, Imo 2007 usw.) betont, dass im Laufe ihrer Entstehung die pragmatische Funktion als wichtigste geworden ist. In diesem Sinne kann man den Entwicklungsprozess von Diskursmarkern als Verschiebung von der Grammatik im klassischen Sinne in Richtung Pragmatik deuten. So erscheint es m.E. sinnvoll die spezielle Entwicklung von Diskursmarkern innerhalb eines neuen Theoriebausteines und zwar der Pragmatisierung zu deuten (vgl. Hennig 2006). Dabei erscheint Pragmatisierung nicht als isolierter Prozess gegenüber der Grammatikalisierung oder Lexikalisierung im Lehmannschen Sinne (vgl. 1989 und 1995).

Am Ende des dritten Kapitels wurde versucht die einschlägigen Kriterien von Pragmatisierung zusammenzustellen und am Beispiel von *ich meine* zu prüfen.

Dabei versteht sich die an dieser Stelle vorgeschlagene Lösung lediglich als erste Gedanken und Anregungen zur weiteren Ausarbeitung des Pragmatisierungsprozesses für die Interpretation der Entstehung gesprochensprachlicher Elemente.²⁰

Literatur

- AUER Peter / GÜNTNER Susanne, 2005, Die Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen – ein Fall der Grammatikalisierung?, in: Leuschner Torsten/Mortelmans Tanja/de Groot Sarah (Hg.), Grammatikalisierung im Deutschen, Berlin/New York, S. 335–362.
- DIEWALD Gabriele, 1997, Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen, Tübingen.
- DIEWALD Gabriele, 2008a, Grammatikalisierung und Grammatikalisierungsforschung – Einführung und ausgewählte aktuelle Tendenzen (I), in: Deutsch als Fremdsprache 3, S. 151–159.
- DIEWALD Gabriele, 2008b, Grammatikalisierung und Grammatikalisierungsforschung – Einführung und ausgewählte aktuelle Tendenzen (II), in: Deutsch als Fremdsprache 4, S. 216–222.
- DI MEOLA Claudio, 2000, Die Grammatikalisierung deutscher Präpositionen, Tübingen.
- FEILKE Helmut, 1996, Sprache als soziale Gestalt: Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik, Frankfurt am Main.
- FEILKE Helmut / KAPPEST Klaus-Peter / KNOBLOCH Clemens, 2001, Grammatikalisierung, Spracherwerb und Schriftlichkeit – Zur Einführung ins Thema, in: Feilke Helmut/Kappest Klaus-Peter/Knobloch Clemens (Hg.), Grammatikalisierung, Spracherwerb und Schriftlichkeit, Tübingen, S. 1–28.
- FIEHLER Reinhard, 2000, Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache, in: Sprache und Literatur 31, S. 23–42.
- GOHL Christiane / GÜNTNER Susanne, 1999, Grammatikalisierung von *weil* als Diskursmarker in der gesprochenen Sprache, in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 18, S. 39–75.
- GÜNTNER Hartmut, 1995, Die Schrift als Modell der Lautsprache, in: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 15 („Schriftaneignung und Schreiben“), S. 15–32.
- GÜNTNER Susanne, 1999, Entwickelt sich der Konzessivkonkretor *obwohl* zum Diskursmarker? Grammatikalisierungstendenzen im gesprochenen Deutsch, in: Linguistische Berichte 180, S. 409–445.
- HARTMANN Peter, 1959, Offene Form, leere Form und Struktur, in: Gipper Helmut (Hg.), Sprache. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Leo Weisgerber, Düsseldorf, S. 146–157.
- HENNIG Mathilde, 2006, Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis, Kassel.
- IMO Wolfgang, 2007, Zur Anwendung der „Construction Grammar“ auf die gesprochene Sprache – der Fall *ich mein(e)*, in: Ágel Vilmos/Hennig Mathilde (Hg.), Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache, Tübingen, S. 3–34.
- KNOBLOCH Clemens, 2000, Spracherwerb und Grammatikalisierung, in: Siegener Papiere zur Aneignung sprachlicher Strukturformen 6, S. 31–50.
- LEHMANN Christian, 1989, Grammatikalisierung und Lexikalisierung, in: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 42, S. 11–19.
- LEHMANN Christian, 1995 (¹1982), Thoughts on Grammaticalization, München/Newcastle.
- LEHMANN Christian, 2004, Theory and method in grammaticalization, in: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 32/2, S. 152–187.
- LEHMANN Christian, 2005, Wortarten und Grammatikalisierung, in: Knobloch Clemens/Schaeder Burkhard (Hg.), Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb, Berlin/New York, S. 1–20.

²⁰ Für wichtige Hinweise danke ich Clemens Knobloch.

- SMIRNOVA Elena / MORTELMANS Tanja, 2010, Funktionale Grammatik. Konzepte und Theorien, Berlin/New York.
- TRAUGOTT Elizabeth C., 1995, The role of the development of discourse markers in a theory of grammaticalization, Vortrag auf der 12th International Conference on Historical Linguistics, Manchester 1995, in: <http://www.stanford.edu/~traugott/papers/discourse.pdf>.
- ZIFONUN Gisela / HOFFMANN Ludger / STRECKER Bruno, 1997, Grammatik der deutschen Sprache. Berlin/New York.